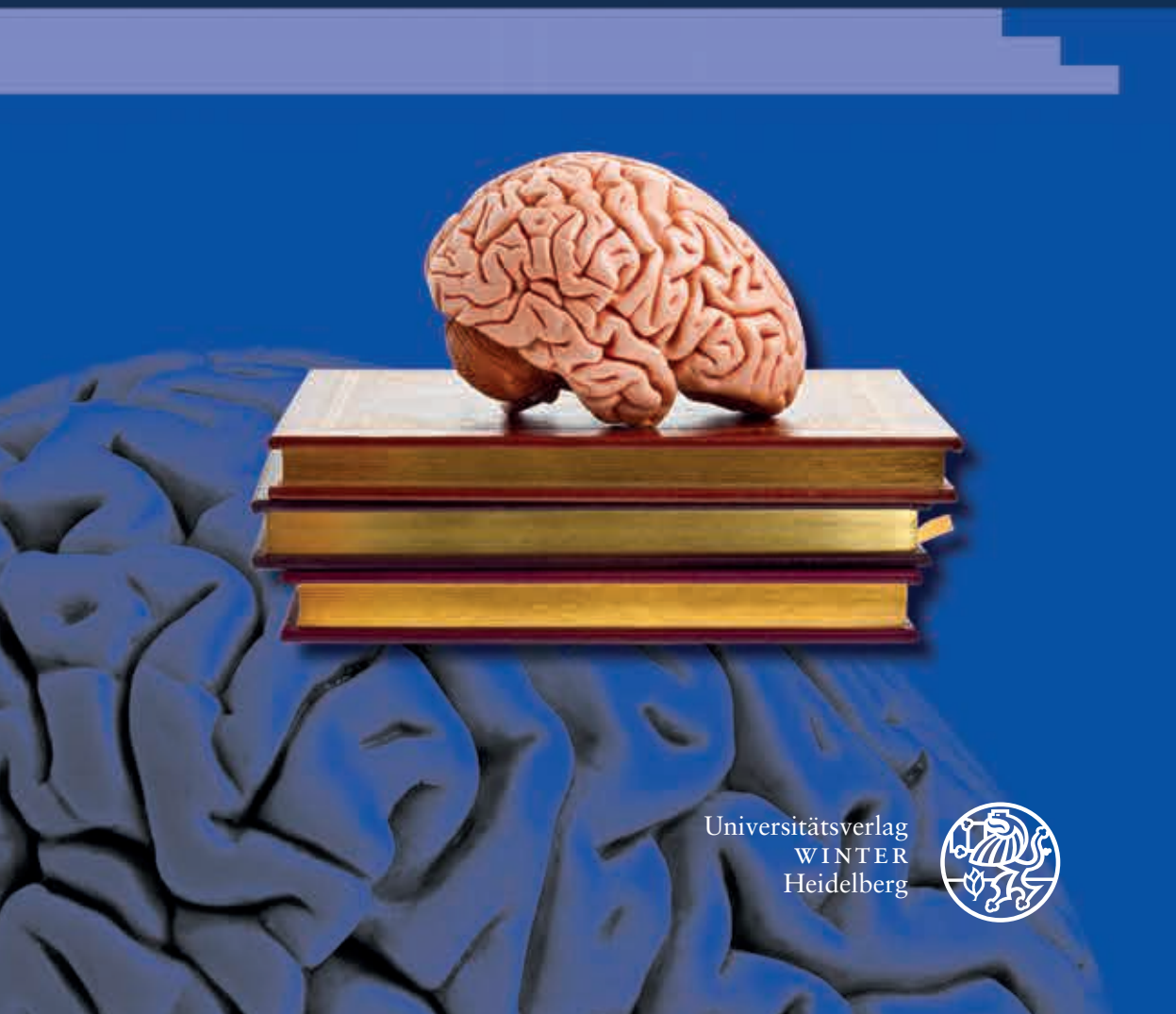
MITA BANERJEE

Biologische Geisteswissenschaften

Von den Medical Humanities zur Narrativen Medizin.

Eine Einführung



Universitätsverlag
WINTER
Heidelberg

JAHRBUCH
LITERATUR UND MEDIZIN
Beihefte

Herausgegeben von
FLORIAN STEGER

Band 8

MITA BANERJEE

Biologische Geisteswissenschaften

Von den Medical Humanities zur Narrativen Medizin. Eine Einführung

Universitätsverlag
WINTER
Heidelberg

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über *http://dnb.d-nb.de* abrufbar.

UMSCHLAGBILD
© Stock-Fotografie-ID: 157602800 / DebbiSmirnoff

ISBN 978-3-8253-4753-6

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2021 Universitätsverlag Winter GmbH Heidelberg
Imprimé en Allemagne · Printed in Germany
Druck: Memminger MedienCentrum, 87700 Memmingen

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem
und alterungsbeständigem Papier.

Den Verlag erreichen Sie im Internet unter:
www.winter-verlag.de

Inhaltsverzeichnis

1 Einleitung:
Biologische Geisteswissenschaften und die Katze von Jacques Derrida 7

2 Environmental Humanities 29

2.1 Literatur als soziales Probehandeln 29

2.2 Der ökologische Raum der Literatur 31

2.3 Der Ecocriticism und der Indigene 34

2.4 *Walden Two*: Henry David Thoreau, B.F. Skinner und das Denken der Taube 38

2.5 Environmental Humanities und Soziale Gerechtigkeit 49

3 Nuclear Humanities 59

3.1 Die Baby Tooth Survey und die Wüste Nevadas 62

3.2 Die Marshall-Inseln und der pazifische Nukleartourismus 73

3.3 Nuclear Citizenship 82

4 Medical Humanities und Narrative Medicine 87

4.1 Die Wende zur Autobiographie 92

4.2 Autismus und Narrative Medicine: Temple Grandin und Oliver Sacks 97

5 Aging Studies 111

5.1 Die Aging Studies und die „neue Gerontologie“ 117

5.2 Autobiographien von Hundertjährigen zwischen neuer Gerontologie und Aging Studies 120

6 Cognitive Humanities 131

6.1 Literarische Neurowissenschaften und die „Realität“ der Geister 136

6.2 Die Cognitive Humanities und der kulturelle Umgang mit Demenz 148

7 Pharmaceutical Humanities* 155

7.1 Marco Polo als Biopirat? 156

7.2 Die Pharmaceutical Humanities und die Opioidkrise in den USA 159

7.3 Von Adderall zur Opioidkrise 174

8 Schlussbemerkung:
Die Welt auf dem Weg zu den Epidemiological Humanities? 179

8.1 Kulturelle Differenz und epidemiologische Gefahr 180

8.2 Die globale Welt im Zeichen des Corona-Virus 196

1 Einleitung: Biologische Geisteswissenschaften und die Katze von Jacques Derrida

Wir leben in einer Zeit, in der die Geisteswissenschaften zunehmend unter Druck geraten, was ihre Existenzberechtigung angeht. In einer Welt des globalen Terrors, der pandemischen Bedrohung und der ökologischen Krise, wie könnte sie aussehen, die Daseinsberechtigung der Geisteswissenschaften? In einem Moment, in dem uns angesichts der Klimakrise oder jüngst des Corona-Virus buchstäblich die Zeit auszugehen droht, erscheinen vielen die Geisteswissenschaften als seltsam aus der Zeit gefallen. Mit einer für sie charakteristischen Langmut erforschen sie kuriose Besonderheiten längst vergangener Kulturen, eine Forschung, deren Legitimität sich gerade daraus speist, dass sie scheinbar niemanden zu interessieren scheint. Die Geisteswissenschaften kontern umgekehrt mit der Frage, warum ausgerechnet sie – und nur sie – auf ihre Relevanz, vor allem: ihren Anwendungsbezug reduziert werden sollen. Der Wert der Geisteswissenschaften, so führt etwa der Kulturtheoretiker und Romanist Hans-Ulrich Gumbrecht an, liege gerade darin, dass sie eben nicht anwendungsorientiert seien; er bestehe vielmehr in der scheinbar nicht zielgerichteten Reflektion, dem Stellen unbequemer, aber immer entscheidender und grundsätzlicher Fragen[1]. Überschrieben mit der bewusst provokanten Frage, „Wer würde denn die Geisteswissenschaften vermissen?“ gibt Gumbrecht 2019 in der Neuen Zürcher Zeitung zu bedenken,

> Wenn den Geisteswissenschaften also innerhalb der akademischen Welt möglicherweise ein neuer Status aufgrund dieser Fähigkeit zukommt, die Welt komplexer aussehen zu lassen (statt auf vermeintliche Gewissheiten als politisch korrekt zu pochen), so zeichnet sich zugleich auch in außerakademischen Kontexten ein spezifischer und bisher übersehener Bedarf an den von ihnen ausgebildeten Kompetenzen ab. [...] Eine solche Praxis könnte zurückführen zu einem säkularen Stil individueller Konzentration und Kontemplation, in dem schon immer die eigentliche Stärke, ja der spezifische gesellschaftliche Beitrag der sogenannten Geistes-«Wissenschaften» gelegen hatte.[2]

In diesem Spannungsfeld zwischen Anwendungsbezug und (Selbst)reflektion versucht dieses Buch einen pragmatischen Mittelweg. Es untersucht die sogenannten Biologischen Geisteswissenschaften, im Englischen Bio-Humanities genannt, als ein Brückenfeld zwischen den Geistes- und Kulturwissenschaften einerseits und den

[1] Hans Ulrich Gumbrecht: Wer würde denn die Geisteswissenschaftler vermissen? In: Neue Zürcher Zeitung. 29. Oktober 2019. https://www.nzz.ch/feuilleton/hans-ulrich-gumbrecht-geisteswissenschaften-wer-vermisste-sie-ld.1518223 (abgerufen am 06.09.2020); Hans Joas, Jörg Noller (Hg.): Geisteswissenschaft – Was bleibt? Zwischen Theorie, Tradition und Transformation. Freiburg im Breisgau 2020.

[2] Hans Ulrich Gumbrecht: Wer würde denn die Geisteswissenschaftler vermissen? (Anm. 1).

Lebenswissenschaften andererseits. Die Biologischen Geisteswissenschaften können als ein stetig wachsendes Gebiet verstanden werden, das Anwendungsorientierung und ethisch-gesellschaftliche Reflektion miteinander zu verbinden versucht. Gerade das könnte man durchaus anzweifeln: Biologische Geisteswissenschaften – ist das nicht ein Widerspruch in sich? Sind die Geisteswissenschaften nicht gerade dann sie selbst, wenn sie sich im cartesianischen Imperativ des Sieges des Geistes über den Körper (cogito ergo sum) über die bloße Materie erheben? Doch die Biologischen Geisteswissenschaften entstehen nicht aus dem Nichts, sondern sie stehen am Ende einer langen Entwicklung in der Wissenschaftsgeschichte. War man zu Beginn des 19. Jahrhunderts mit Humboldt und Goethe noch von sogenannten „Universalgelehrten" ausgegangen, deren Genialität sich gerade daraus speiste, dass sie philosophische Reflektion und wissenschaftliche Naturbeobachtung scheinbar mühelos in Einklang brachten, so vollzog sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts, auch im Zuge der empirischen Wende der Naturwissenschaften, eine zunehmende Spaltung in Geistes- und Naturwissenschaften, die der englische Romancier C.P. Snow Mitte des 20. Jahrhunderts mit der These der „zwei Kulturen" bezeichnet hat.[3] In der amerikanischen Wissensgeschichte mag diese Spaltung ihren Niederschlag im Dialog, vor allem aber in der Gegensätzlichkeit zweier Brüder finden: Henry James, dem Schriftsteller und Wegbereiter der amerikanischen Moderne, und William James, dem Begründer der modernen Psychologie.[4] Aus Sicht der Wissenschaftsgeschichte war sie notwendig, diese Spaltung zwischen Geistes- und Naturwissenschaften, damit jede der Disziplinen eine zunehmende Spezialisierung vollziehen konnte. Dies bedeutete in den Naturwissenschaften und der Medizin eine zunehmende Ausdifferenzierung ihrer (empirischen) Methodik, die Formulierung allgemeingültiger und falsifizierbarer Annahmen und die beliebige Replizierbarkeit von Versuchsanordnungen. Es bedeutete umgekehrt in den Geisteswissenschaften eine stärkere Ausdifferenzierung in Disziplinbereiche wie Literatur- und Kulturwissenschaften und die Herausbildung solcher Fächer, die wie die Kulturanthropologie an der Schnittstelle zwischen Geistes- und Sozialwissenschaften angesiedelt ist. Die methodische Ausdifferenzierung und die zunehmende Spezialisierung in den Geisteswissenschaften scheint zunächst weniger offensichtlich als in den Naturwissenschaften, was auch dem Fehlen von Technologien geschuldet sein mag, die eine solche Spezialisierung nach außen hin sichtbar machen würden. Dennoch vollzieht sich eine solche Ausdifferenzierung auch in den Geistes- und Kulturwissenschaften in einem immer größeren Methoden- und Fächerspektrum. Für die Geisteswissenschaften bedeutete die zunehmende Spezialisierung zunächst, dass sich viele von ihnen als Nationalphilologien herausbildeten. In dem Maße, in denen Nationalstaaten sich auf eine gemeinsame, auch in Werken kanonischer Literatur verbriefte Identität beriefen, bildeten sich die Geisteswissenschaften – und hier vor allem die Literaturwissenschaften – als Nationalphilologien hinaus, die die Literatur und Sprache eines bestimmten Landes und seine Rolle innerhalb eines sich erst herausbildenden Weltgefüges erforschten.

Zu Beginn eines neuen Millenniums scheint sich eine Bewegung abzuzeichnen, an deren Anfang wir erst stehen und die sich deutlich von der oben beschriebenen Divergenz

[3] C.P. Snow: The Two Cultures [1959]. Cambridge 1998, S. 2.

[4] John McDermott: Introduction. In: Ignas Skrupskelis, Elizabeth Berkeley (Hg.): William and Henry James: Selected Letters. Charlottesville 1997, S. vii-xxviii, hier S. ix.

der Wissenschaften in „zwei Kulturen“ zu unterscheiden scheint. Denn gerade weil die eingangs beschriebenen Bedrohungen, die der Mensch teilweise bzw. sogar zum Großteil selbst herbeigeführt hat, so existentiell erscheinen, scheint es notwendiger denn je, gemeinsame Handlungsoptionen auszuloten. Ein Zusammenwirken von Geistes- und Naturwissenschaften bzw. Medizin erscheint mehr denn je unabdingbar. Gerade in diesem historischen Moment also, einem Moment, in dem von der Synergie über die Divergenz vielleicht erneut eine Synergie der Wissenskulturen folgen müsste, scheinen die Disziplinen in unterschiedlichem Maße bereit, eine solche Annäherung an den jeweils anderen Disziplinbereich vorzunehmen. Das Zeitalter der Spezialisierung war vielleicht von allzu viel gegenseitiger Skepsis begleitet, die sich aus Sicht der Geisteswissenschaften auch aus dem Bewusstsein bzw. der Angst speiste, man habe den eigenen Anspruch auf wissenschaftliche Deutungshoheit zunehmend den Naturwissenschaften und der Biomedizin überlassen müssen. Nicht zuletzt leben wir im Zeitalter der Neurowissenschaften, nicht der Literaturwissenschaft, im biologischen, nicht im philosophischen Zeitalter. Die Biologischen Geisteswissenschaften, die es so vielleicht noch gar nicht gibt und deren möglicher Herausbildung dieses Buch dennoch nachspüren will, sind in dieser Gemengelage scheinbar außen vor: Sie vollziehen pragmatisch eine Brückenbildung, die viele noch längst nicht als legitim erachten.

In den Diskussionen innerhalb der jeweiligen Disziplinzusammenhänge, in denen die Möglichkeit der „biologischen Geisteswissenschaften“ dennoch kurz aufblitzt, geht es bezeichnenderweise immer um eine Sackgasse in der Forschung. So führt etwa Wolf Singer, einer der Begründer der Neurowissenschaften und Mitunterzeichner des „Manifests der Neurowissenschaften“[5] (2004) Folgendes an. Die Neurowissenschaften, so Singer, hätten gegen Ende 20. und zu Beginn des 21. Jahrhunderts wesentliche Fortschritte in der Entschlüsselung des menschlichen Gehirns gemacht; sie könnten erklären, wie Gedächtnis funktioniere, wie Traumata entstünden und warum wir das vergessen, was wir vergessen. Hieraus ergeben sich nach Singer grundlegende Fragen in Bezug auf das Menschenbild: Wenn es im Gehirn keine über alle Bereiche erhabene Instanz gibt, die gewissermaßen als „Mastermind“ alle Bereiche miteinander verschalte und koordiniere, so werfe das auch tiefgehende Fragen in Bezug auf das Bewusstsein und die Seele auf.[6] Wenn unser Ich, wie es die Neurowissenschaften provokant formulieren, letztlich unser Gehirn ist, wenn unser Empfinden auf biologische Prozesse zurückzuführen ist und wenn unser Gehirn einen Befehl schon gibt, bevor wir uns selbst dessen bewusst werden, dann wirft dies grundsätzliche Fragen für unser Selbstbild und das Zusammenspiel von Geist und Gehirn auf. Wie aber haben, so fragt Singer, die Geisteswissenschaften auf diese neuen Erkenntnisse der Hirnforschung reagiert? Die Entdeckungen der Neurowissenschaften, so Singer, seien bei den Geisteswissenschaften auf taube Ohren gestoßen. Die Neurowissenschaften hätten auf grundlegende Fragen verwiesen, zu deren Beantwortung sie selbst methodisch nicht in der Lage seien, doch die Geisteswissenschaften hätten umgekehrt gar nicht auf diese Forderung reagiert:

[5] Hannah Monyer u.a.: Das Manifest: Elf führende Neurowissenschaftler über Gegenwart und Zukunft der Hirnforschung. In: Gehirn & Geist, Zeitschrift für Psychologie und Hirnforschung 6 (2004), S. 1-6.

[6] Wolf Singer: Ein neues Menschenbild? Gespräche über Hirnforschung. Frankfurt am Main 2003.

> Ich glaube, dass die Kulturwissenschaften viele der rezenten Einblicke nicht wahrgenommen oder zumindest nicht kommentiert haben. Es hat noch nie innerhalb so kurzer Zeit so viel Veränderung in unserem Wissen über die Welt gegeben. Doch von den Geistes- und Kulturwissenschaften kommt dazu kaum ein Kommentar. Allenfalls Bedenken, kein Wunsch der Neurordnung. Und so machen sich die Naturwissenschaften auf, das unbesetzte Terrain selbst zu bearbeiten. Zugegeben, oft warten sie dabei mit zu simplistischen Erklärungen auf. Die Gesetze der biologischen Evolution sind halt andere als die der kulturellen Evolution.[7]

Singer gibt hier etwas zu bedenken, das im Grunde den Scheideweg zwischen unterschiedlichen Strömungen innerhalb der Geisteswissenschaften markiert und den Ausgangspunkt der Biologischen Geisteswissenschaften darstellen kann. Die Geistes- und Kulturwissenschaften sind, wie Singer ausführt, gerade den Neurowissenschaften meist mit tiefer Skepsis begegnet. Mehr noch: Wie die Sozialwissenschaftler Nicolas Rose und Joelle Abi-Rached in ihrem Buch *Neuro* hervorheben, hätten die Geisteswissenschaften auf die zunehmende Sichtbarkeit der Neurowissenschaften nicht nur nicht reagiert, sondern sie hätten sich unter dem Vorwurf von ihnen abgewandt, sie fühlten sich von den Neurowissenschaften „kolonisiert".[8] Rose schlägt hingegen, und hier blitzt die Möglichkeit der Biologischen Geisteswissenschaften auf, eine wesentlich pragmatischere Sichtweise vor: Gerade wenn, so schreibt er, die Erkenntnisse der Neurowissenschaften unsere Vorstellung vom Menschsein in grundlegender Weise verändert hätten, und wenn diese Veränderungen schon jetzt unser gesamtes gesellschaftliches und kulturelles Leben durchzögen, so wäre es vielleicht verfehlt, sich angesichts dieser Ubiquität der Neurowissenschaften jetzt ins sprichwörtliche Schneckenhaus zurückzuziehen. Vielmehr könne es doch auch darum gehen, einen Dialog zu etablieren mit einem Feind, der vielleicht nur ein vermeintlicher sei. Was wäre, so fragt Rose, wenn sich die Geistes- und Sozialwissenschaften anschickten, die Fragen zu klären, von denen die Neurowissenschaften bereits zugeben, dass sie sie nicht beantworten können? Dies betreffe gerade, aber nicht nur medizinethische Fragen. In ihrem Buch *Neuro: The New Brain Sciences and the Management of the Mind* (2013) entwerfen Rose und Abu-Rached eine Synthese zwischen Sozial- und Neurowissenschaften:

> Despite identifying many exaggerated claims and premature promises, *Neuro* argues that the openness provided by the new style of thought taking shape in neuroscience, with its contemporary conceptions of the neuromolecular, plastic, and social brain, could make possible a new and productive engagement between the social and the brain sciences.[9]

7 Singer: Ein neues Menschenbild? (Anm. 6), S. 23.

8 Nikolas S. Rose: The Politics of Life Itself: Biomedicine, Power and Subjectivity in the Twenty-First Century. Princeton 2007, S. 10.

9 Nikolas S. Rose, Joelle M. Abi-Rached: Neuro: The New Brain Sciences and the Management of the Mind. Princeton 2013, Klappentext.

Die Neurowissenschaften und die Biomedizin entwickeln Methoden und Technologien, die unser Leben und unser Menschsein grundlegend reformieren. Wie der Soziologe Thomas Lemke feststellt, hat die Erfindung solcher Technologien letztlich die eigentliche Unterscheidung zwischen Natur und Kultur obsolet werden lassen und macht es deshalb notwendig, den Lebensbegriff selbst neu zu definieren. Dies aber, so könnte man hier anführen, kann erst aus einem gemeinsamen Dialog zwischen Geistes- und Lebenswissenschaften heraus geschehen. Lemke beschreibt diese Situation wie folgt:

> [Zu Beginn des 21. Jahrhunderts] stellt das Leben keine stabile ontologische und normative Referenz dar. Spätestens mit den biotechnologischen Innovationen zeigt sich, dass Lebensprozesse in einem Maße gestaltbar geworden sind, das jede Vorstellung einer vom menschlichen Handeln unberührten Natur überholt erscheinen lässt.[10]

Es gibt heute neue Möglichkeiten, geboren zu werden, ebenso wie es neue Möglichkeiten gibt, aus dem Leben zu scheiden. Reproduktionstechnologien, die sogenannte „technologically assisted reproduction", eröffnen neue Formen der Elternschaft, die es etwa gleichgeschlechtlichen Elternpaaren erlauben, auf anderen Wegen biologische Elternschaft zu erleben. Während die Molekularbiologie und die Biomedizin aber die Technologien bereitstellt, die diese neuen Formen der Elternschaft ermöglichen (von Ei- und Samenzellspende über Leihmutterschaft), so kann sie keine Voraussage darüber treffen, in welchem Maße diese Technologien von bestimmten Gesellschaften und in bestimmten kulturellen Kontexten angenommen oder von ihnen verworfen werden.[11] Hieraus ergibt sich eine Leerstelle, die die Geistes- und Sozialwissenschaften auf den Plan rufen kann. Die Naturwissenschaften und die Biomedizin, die sogenannten Life Sciences, stellen die Technologien bereit; doch wie sie unser Leben verändern, welche gesellschaftlichen Folgen sie haben, das fällt seit jeher – das konstatiert auch Singer – in die Domäne der Geisteswissenschaften:

> Wir Naturwissenschaftler sind durch die Eigendynamik unserer Forschung dazu gebracht worden, uns mit Fragen zu befassen, die traditionell von den Geisteswissenschaften behandelt wurden. Hirnforscher können Fragen nach der Natur von Erkenntnis, Empfindung, Bewusstsein oder dem freien Willen nicht mehr ausweichen.[12]

Innerhalb der Geisteswissenschaften haben diese Debatten in disziplinärer Hinsicht vor allem die Philosophie und mit ihr verwandet die Ethik auf den Plan gerufen. Die Philosophie versteht sich hier zuweilen nicht als Geisteswissenschaft, sondern vielmehr als eine Meta-Wissenschaft,[13] aus der die Geisteswissenschaften dann erst hervorgegangen seien. Während diese Diskussion vielleicht auf einer anderen Ebene, vor allem der der Wissenschaftsgeschichte, geführt werden sollte, so vollziehen die

[10] Thomas Lemke: Biopolitik zur Einführung. Hamburg 2007, S. 12-13.

[11] Weiß, Martin G. (Hg.): Bios und Zoë: Die menschliche Natur im Zeitalter ihrer technischen Reproduzierbarkeit. Frankfurt am Main 2009.

[12] Singer: Ein neues Menschenbild? (Anm. 6), S. 10-11.

[13] Singer: Ein neues Menschenbild? (Anm. 6), S. 11.

Biologischen Geisteswissenschaften auch hier eine pragmatische Wende, indem sie das Ineinandergreifen ethischer, philosophischer, kultureller und sozialer Fragestellungen untersuchen. Gleichzeitig rufen die oben beschriebenen (medizin)ethischen Dilemmata auch die Sozialwissenschaften auf den Plan, deren methodische Empirie sie bestimmte Praktiken beobachten, nie aber über diese richten lässt. Ein Brückenfeld, das auf der Ebene der Sozialwissenschaften den Biological Humanities entspräche, wäre hier das stetig wachsende Feld der STS (Science and Technology Studies), dessen Dialog mit den Biological Humanities ein eigenes Buch wert wäre.

Dieses Buch untersucht ganz unterschiedliche Ansätze, die es allesamt unter dem Begriff der Biologischen Geisteswissenschaften (*Biological Humanities*) zu fassen sucht. Damit ist gleichzeitig eine Absichtserklärung, beinahe ein Manifest verbunden. Das Buch geht von der These aus, dass die Geisteswissenschaften nichts von ihrer Spezialisierung, ihrer Identität und Eigenlogik und vor allem ihrer Komplexität einbüßen, wenn sie auch über ihren Anwendungsbezug und ihre Schnittstelle zu Naturwissenschaften und Medizin nachdenken. Man könnte es sich vielmehr als eine disziplinäre Kamera vorstellen, mit der man nach Belieben hinein- und herauszoomen kann. Um einen Dialog mit den Life Sciences herstellen zu können mag es, wie für jeden interdisziplinären Dialog, erforderlich sein, dass man die Spezifika der eigenen Methodik, die fein ziselierten Verzweigungen und disziplineigenen Überlegungen, etwa den Ästhetik- und Genrebegriff, für einen Moment außer Acht lässt oder ihn zumindest „herunterfährt“. Dies bedeutet jedoch nicht, dass man diesen an anderer Stelle nicht wieder hochfahren und näher ausführen könnte. Interdisziplinärer Dialog, so ein Credo dieses Buches, muss keineswegs automatisch Komplexitätsreduktion bedeuten. Vielmehr müssen die Details des eigenen Ansatzes, die Spezifika und methodischen Besonderheiten, eventuell auch die Methodenvielfalt, auf einer Metaebene übersetzt werden. Gerade hierbei erscheinen die Biologischen Geisteswissenschaften so fruchtbar: Sie vollziehen einen interdisziplinären Dialog zwischen vermeintlich unüberbrückbaren und scheinbar ineinander unübersetzbaren Disziplinbereichen; und sie kehren damit in gewissem Sinne zu einem Ausgangspunkt in der Wissenschaftsgeschichte zurück, der der Spezialisierung der Geistes- und Naturwissenschaften in zwei Kulturen vorausging.

Bleibt die Frage, ob die gegenwärtige neue Konvergenz zwischen diesen Disziplinbereichen, wie sie die Biologischen Geisteswissenschaften exemplarisch vollziehen zu scheinen, wirklich eine Rückkehr zum Ursprung ist. Die Biologischen Geisteswissenschaften gehen im Grunde von der Hoffnung aus, dass es sich hier um die verbesserte Neuauflage eines alten Dialogs handeln kann. Ohne die Ausdifferenzierung und die Ausbuchstabierung der Methodenvielfalt, ohne den *empirical turn* der Naturwissenschaften, der diese letztlich von der Philosophie und Naturreflektion trennte, gäbe es die Disziplingruppen in ihrer jetzigen Komplexität nicht, und sie wären nicht annähernd in der Lage, die Probleme zu lösen, die sie jetzt anzugehen imstande sind. Dass sie aber weiterhin der eigenen Grenzen bewusst sind, die sie jetzt durch den Dialog mit dem jeweils anderen Disziplinbereich zu überwinden suchen, macht die Spannung und das Potential des gegenwärtigen Moments aus, eines Moment, in dem auf den von Thomas Kuhn beschriebenen Paradigmenwechsel, in dessen Zuge die Natur- und die Geisteswissenschaften zu dem wurden, was sie sind, nach mehr als 100 Jahren ein erneuter Paradigmenwechsel zu folgen scheint.

Dieser Paradigmenwechsel wiederum scheint sich bei genauerem Hinsehen bereits im Dialog zwischen Henry und William James abzuzeichnen. Der in einem 570 Seiten starken Band von John McDermott herausgegebene Briefwechsel zwischen William und Henry James mag vom Potential eines Dialogs zwischen Geistes- und Naturwissenschaften ebenso zeugen wie von dessen Schwierigkeiten. Jeder der Brüder las die Arbeit des anderen; und doch waren beide auch immer gefangen in einer Skepsis gegenüber der vom anderen jeweils verwendeten Methode, ebenso wie gegenüber der Sprache, die er verwendete. 1905 etwa schreibt William James seinem Bruder mit einer geradezu vernichtenden Kritik von dessen Buch *The Golden Bowl* (1904).[14] Er merkt darin an, Henry solle doch das nächste Mal auf das „Psychologisieren" seiner Figuren verzichten und sich vor allem endlich um einen klareren, präzisen Stil bemühen. Kurzum, er solle vielleicht, so fügt William hinzu, das Buch einfach neu schreiben: „But why won't you, just to please Brother, sit down and write a new book, with no twilight or mustiness in the plot, with great vigor and decisiveness in the action, no fencing in the dialogue, no psychological commentaries, and absolute straightness in the style?"[15] Dieser Vorwurf erscheint umso ungerechter, als gerade die Psychologie doch einen Brückenschlag zwischen Henry und seinem Bruder hätte werden können. Jeder der Brüder, so könnte man aus Sicht der Biologischen Geisteswissenschaften anführen, versuchte sich im Grunde im Metier des anderen. Für Henry James entstehen Konflikte daraus, dass, wie in *Daisy Miller*,[16] jede Figur in ihrer eigenen Psychologie gefangen ist. Die Realität konstituiert sich erst durch diese psychologische Verfasstheit, so dass keiner der Figuren letztlich die Wirklichkeit der anderen zugänglich ist. William James wiederum, dessen eigentliches Terrain die Psychologie ist, wendet sich in seinem Spätwerk vor allem Fragen der Metaphysik und der Epistemologie zu. McDermott schreibt, „En passant and especially in the last decade of his life, William James developed a highly original and pathbreaking approach to metaphysics and epistemology".[17] Der besondere Umstand aber, wie er auch für die Biologischen Geisteswissenschaften zentral ist, ist hier folgender. Henry James betreibt literarische Psychologie und sein Bruder William entwickelt, aus der empirischen Psychologie heraus, eine Theorie über das Wissen vom Wissen. Und doch ist die Sprache, die jeder der Brüder zur Beschreibung seines Brückenschlags zwischen Natur- und Geisteswissenschaften benutzt, für den anderen so unzugänglich, dass dieser gar nicht weiß, dass es sich eigentlich um einen Brückenschlag handelt. Für William sind die Handlungsstränge der literarischen Werke seines Bruders undurchsichtig und von vielen unnötigen Verweisen auf den Gemütszustand seiner Figuren durchzogen. Henry wiederum gibt zu, dass er zwar bemüht gewesen sei, die philosophischen Abhandlungen seines Bruders zu verstehen, aber schließlich aufgegeben habe, weil sie ihm einfach zu undurchsichtig erschienen. McDermott schildert dies so: „Henry James was never as critical of William's work and certainly never as caustic. Rather, the philosophically sophisticated material seemed to just pass by him. In 1884 Henry writes to William that 'I have attacked your two Mind articles, with admiration,

[14] Henry James: The Golden Bowl [1904]. London 1985.
[15] McDermott: Introduction (Anm. 4), S. xvii.
[16] Henry James: Daisy Miller [1879]. London 1986.
[17] McDermott: Introduction (Anm. 4), S. xvi.

but been defeated'".[18] Jeder der beiden Brüder tut also etwas, das dem anderen zutiefst vertraut sein müsste; und doch erkennt keiner der beiden den eigenen Gegenstand in der Arbeit des anderen wieder. Es bleibt, so schreibt McDermott in seinem Kommentar zum Briefwechsel zwischen Henry und William James, ein interessiertes Nicht-Verstehen: „And so it went, sometimes a swap of criticism, sometimes a swap of admiration, other times just an acknowledgment of their respective activity and results. They may not always have cared for each other's work, but doubtlessly they cared about each other's work".[19] Was aber könnte das für die Biologischen Geisteswissenschaften bedeuten? Es könnte zunächst bedeuten, dass die Wissenschaftssprache und die Methoden, die sich in diesen beiden Disziplinbereichen herausgebildet haben – und nach McDermott war das schon damals der Fall, als William und Henry James Ende des 19. Jahrhunderts ihre Briefe austauschten –, so gestaltet sind, dass sie den Blick auf die Ähnlichkeiten verstellen. Und doch mag das Verhältnis dieser beiden ungleichen und sich doch in vieler Hinsicht sehr ähnlichen Brüder William und Henry James durchaus programmatisch sein für die Biologischen Geisteswissenschaften. Auch wenn sich der eine manchmal nicht im Detail um die Arbeit des anderen kümmert, so liegt ihm diese Arbeit dennoch am Herzen: Gerade darin besteht im Englischen die Unterscheidung zwischen „to care for" und „to care about". Die Detailfülle, die William James in seinem Brief an Henry als die „Schwerfälligkeit" und sogar den „Muff" von dessen Prosa bezeichnet, mag sich Williams Verständnis entziehen, doch das tut seinem grundsätzlichen Interesse an Henrys Arbeit keinen Abbruch. Umgekehrt versteht Henry vielleicht nicht, was William da tut, doch er honoriert, dass er es tut. Mit den Biologischen Geisteswissenschaften mag es sich ebenso verhalten: Denn selbst wenn die Geisteswissenschaften nicht ganz verstehen, was die Naturwissenschaften da tun, und selbst wenn den Naturwissenschaften die Gegenstände der Geisteswissenschaften ob deren verschlungenen Stils unverständlich erscheinen, dann kann beide dennoch ein abstraktes Interesse an der Arbeit des anderen verbinden. Die Biologischen Geisteswissenschaften, so kann man hier anführen, zeichnen sich gerade durch dieses gegenseitige Interesse aus.

Aus Sicht der Geisteswissenschaften ist die gegenwärtige Wende hin zu den Naturwissenschaften und der Medizin unter anderem einer Entwicklung geschuldet, die in den Geistes- ebenso wie in den Kulturwissenschaften als der „material turn", die Wende zum Materiellen, bezeichnet worden ist. In Bezug auf das oben bereits angesprochene Menschenbild bedeutet das, dass die Geisteswissenschaften das Mantra der Erhabenheit des Geistes über die Materie über Bord geworfen und eine grundsätzliche Neujustierung des Verhältnisses zwischen Geist und Körper vollzogen haben.[20] Dies betrifft auch eine Re-Lektüre „alter" Texte, die früher unter ganz anderen Vorzeichen kanonisiert worden waren. So weist etwa der amerikanische Autobiographieforscher Paul John Eakin darauf hin, dass man in der Dichtung eines Walt Whitman bereits im 19. Jahrhundert eine Form der „embodied memory" oder „memory in the flesh" finden kann, wie sie die Neurowissenschaften mit ihren Methoden erst ein volles Jahrhundert später beschreiben würden: „In the wake of my exposure to Damasio's research, I find myself

[18] McDermott: Introduction (Anm. 4), S. xviii.

[19] McDermott: Introduction (Anm. 4), S. xix.

[20] Sabine Sielke, Elisabeth Schäfer Wünsche (Hg.): The Body as Interface: Dialogues between the Disciplines. Heidelberg 2007.

reading autobiography in a new way, not only deepening my understanding of narrative identity but also – surprisingly – confirming the truth of Whitman's startling views about reading".[21]

Eine solche Re-Lektüre an der Schnittstelle zwischen Neuro- und Literaturwissenschaften könnte für die Biologischen Geisteswissenschaften grundlegender nicht sein. Wie Wolf Singer anführt, könnte man behaupten, dass der Literat und der Neurowissenschaftler in ihren jeweiligen „Laboren" erstaunlich ähnliche Experimente machen, mit ihren je eigenen Methoden;[22] und doch kommen sie, wie Eakin im Falle von Walt Whitman nachgewiesen hat, zu erstaunlich ähnlichen Ergebnissen. Diese Konvergenzen zwischen den Ergebnissen naturwissenschaftlicher und literarischer Labore können sich, wie Eakin nachweist, über unterschiedliche Epochen und Kontinente hinweg ergeben;[23] sie können von einer grundsätzlichen Ungleichzeitigkeit gekennzeichnet sein, indem der amerikanische Dichter des 19. Jahrhunderts die Laborergebnisse des deutschen Neurowissenschaftlers vorwegnimmt. Gerade dadurch lassen sie Möglichkeiten aufscheinen, die letztlich die Wissenschaft zu dem machen, was sie ist oder was sie zumindest sein kann: Denn die Validierung eines bestimmten Ergebnisses durch ganz andere Methoden und aus ganz anderen Disziplinen heraus trägt doch letztlich zu der Erhärtung dieses Ergebnisses bei. Gerade hierin, so möchte dieses Buch vorschlagen, liegt der besondere Beitrag der Biologischen Geisteswissenschaften. Sie validieren, kommentieren oder erweitern Ergebnisse der Lebenswissenschaften mit einem Methodenspektrum, das dem der Naturwissenschaften diametral entgegengesetzt ist, und sie treffen sich mit ihnen dennoch in Momenten erstaunlicher und unvorhersehbarer Konvergenz. Man mag den Dialog zwischen den Natur- und Geisteswissenschaften als ein Puzzle verstehen: Beide haben sich ein Jahrhundert lang bemüht, die grundlegende Frage des Menschseins zu erforschen und der Beantwortung dieser Frage näher zu kommen. Nur haben beide in getrennten Räumen gepuzzelt. Ein Jahrhundert später, zu Beginn eines neuen Millenniums, geht die Tür auf, und sie merken plötzlich erstaunt, dass die Bilder, die vor ihnen liegen, erstaunliche Ähnlichkeit aufweisen, und dass sie sich zu einer Komplettierung des Gesamtbilds möglicherweise zusammentun sollten.

Betrachtet man die Wissenschaftsgeschichte durch die Brille der Biologischen Geisteswissenschaften, so findet man – in Natur- und in Geisteswissenschaften – zuhauf Beispiele für einen solchen Dialog. Nur hat man sie vielleicht bislang überlesen, weil es keinen Begriff für sie gab. So befasst sich etwa die Verhaltensforschung auf dem Gebiet der Biologischen Psychologie mit der Frage, ob nicht auch Singvögel eine eigene Kultur haben; zwar ist die Fähigkeit zu singen in ihrer Genetik angelegt, aber sie erlernen von ihren Eltern eine je eigene und so „kulturspezifische" Melodie. Juan Delius erinnert sich eine Unterhaltung zwischen Niko Tinbergen und Konrad Lorenz über die Melodie von Singvögeln:

[21] John Paul Eakin: Living Autobiographically: How We Create Identity in Narrative. Ithaca 2008, S. 65.

[22] Singer: Ein neues Menschenbild? (Anm. 6), S. 80.

[23] Eakin: Living Autobiographically (Anm. 21), S. 65.

> The role of song behavior as a species-isolating mechanism in some sympatic birds had somehow cropped up. They were considering the selective forces that might have shaped the divergence of song patterns in such situations when Niko [Tinbergen] raised the important question: Selection of what? Surely not genes since the song of these birds was likely to be learned, not innate. [...] In the 20 minutes or so that followed, without ever mentioning the word culture, they had worked out between them the essentials of a modern theory of cultural evolution.[24]

Diese Passage, formuliert in dem Aufsatz eines biologischen Psychologen über ein Gespräch, das zwei seiner Kollegen bereits 1959 in Stuttgart führten, liest sich beinahe wie ein Manifest der Biologischen Geisteswissenschaften. Schauen wir genauer auf die Geschichten unserer jeweiligen Disziplinen, so finden wir, so die Grundannahme der Biologischen Geisteswissenschaften, unzählige Beispiele dafür, dass die kategorische Trennung zwischen Geistes- und Naturwissenschaften vielleicht bis zu einem gewissen Grade immer schon eine künstliche oder in jedem Fall eine pragmatische gewesen ist. Es geht also nicht so sehr darum, dass es zwischen Geistes- und Naturwissenschaften, aus Sicht dieser jeweiligen Disziplingruppen, keine Berührungspunkte gibt, sondern dass vielleicht einfach unsere Sicht auf unser jeweiliges Fach den Blick auf diese Berührungspunkte versperrt hat.

Der Brückenschlag zwischen Geistes- und Naturwissenschaften wird, wie oben beschrieben, durch die materielle Wende vorbereitet. Dem *material turn* wiederum ging eine andere Wende voraus, die die Geisteswissenschaften von Grund auf veränderte: der *cultural turn*. Die Verschiebung von den Geistes- hin zu den Kulturwissenschaften ging mit einer ungeheuren Proliferation der schieren Gegenstände einher. In dem Moment, wo man nicht nur, in der geisteswissenschaftlichen Tradition der Literaturwissenschaft und der Nationalphilologie, die „hohe“ Kultur und hier vor allem die Gattungen literarischer Ästhetik betrachtet (Romane, Kurzgeschichten, Dichtung, Novellen), sondern wo man im Zuge der Postmoderne *alles* als untersuchenswert erachtet, scheint die ehemalige Geisteswissenschaft entweder ihr Wesen zu verlieren oder aber sich von Grund auf selbst zu reformieren. Gerade an der letzteren Interpretation – dem Verlust oder der Wiedergeburt des Gegenstands der Geisteswissenschaften – spalten sich die Geister. In dem Moment, in dem man mit Derrida die Welt als einen Text begreift, den man bloß zu dekodieren und dekonstruieren braucht, sind der Schaffenskraft der *humanities* keine Grenzen mehr gesetzt. Der postmodernen Dekonstruktion jeglicher Hierarchien wohnt ein nicht zu überschätzendes Moment der Demokratisierung inne. Zu einem Zeitpunkt, an dem seit den späten 1960er Jahren in den USA die Bürgerrechtsbewegung die Gesellschaft vollkommen umkrempelte, an dem plötzlich ethnische Geschichten interessant wurden[25] und die Gesellschaft mit Michel Foucault nun mehr von ihren Rändern aus definiert wurde,[26] wurde auch der Bildungs- und der Kunstbegriff grundlegend reformiert. Gleichzeitig waren (und sind) die Kulturwissenschaften, in noch

[24] Juan Delius: The Nature of Culture. In: M.S. Dawkins (Hg.): The Tinbergen Legacy. London 1992, S. 75-76.

[25] Matthew Frye Jacobson: Roots Too: White Ethnic Revival in Post-Civil Rights America. Cambridge 2008, S. 2.

[26] Michel Foucault: Wahnsinn und Gesellschaft: Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft. Frankfurt 1973.

viel höherem Maße als die Geisteswissenschaften, zutiefst politisch: denn die Enthierarchisierung etwa zwischen „hoher" Literatur (die fortan beinahe als Schimpfwort galt) und Populärkultur, zwischen Shakespeare und den Simpsons, war immer auch mit einem Bekenntnis zu sozialer und politischer Liberalität verbunden. Die Kulturwissenschaften waren auch und vor allem, so kann man behaupten, eine Bewegung der Linken.

Diese kulturwissenschaftliche Wende nun hat in erheblichem Maße die Entstehung der Biologischen Geisteswissenschaften vorbereitet. In dem Moment, in dem die Welt ein Text ist und jedes Dokument es wert zu sein scheint, gelesen und analysiert zu werden, werden für eine breit aufgestellte Narrativforschung auch die Naturwissenschaften neuerlich interessant. Es sind ganz neue Fragen, die in diesem Zusammenhang aufkommen. Wie sehen die Texte der Naturwissenschaften aus? Auf welche Art und Weise vertextlichen die Naturwissenschaften die Welt? Gerade dieser u.a. auf Derrida zurückgehende sehr weite, ja geradezu grenzenlose Textbegriff[27] ist durchaus umstritten. In dem Moment, in dem man die Welt als Text begreift, gehen im Zuge dieser Proliferation der Gegenstände auch die ästhetischen Nuancen, die Gattungsspezifika und die Produktionskontexte, scheinbar verloren. Es ist der verloren gegangene Ästhetikbegriff, der in jüngster Zeit in den *humanities* zu einer Rückkehr zur Genrespezifizität und einer Wiederentdeckung ästhetischer Mechanismen beigetragen hat.[28] So mag die kulturwissenschaftliche Wende vielleicht, ähnlich wie bei der Entstehung etwa der Postcolonial Studies und der Gender Studies, zu der sie erheblich beigetragen hat, den Ästhetikbegriff vernachlässigt haben, und doch scheint dieser Einsatz eines Teils des eigenen Gegensatzbereichs es wert gewesen zu sein. Erst die kulturwissenschaftliche Wende mit ihrem weiten und bewusst undifferenzierten Textbegriff macht die Geisteswissenschaften in einem bislang ungekannten Maße anschlussfähig an Disziplinen, die der eigenen scheinbar diametral entgegengesetzt sind. Nur so lässt sich die fröhliche Unerschrockenheit dieser neuen Spezies der Literatur- und Kulturwissenschaften erklären, die plötzlich kühn auf Gebieten wildert, die nicht die eigenen sind.

In den USA entsteht aus diesem Wildern unter anderem die Methode der sogenannten Critical Race Theory. Hier lesen plötzlich Juristen den Gesetzestext mit dem Handwerkszeug der Literaturwissenschaft und zeigen so auf, dass in gewissem Sinne auch der Gesetzestext nur ein Text ist.[29] Die Vertreter der Critical Race Theory machen es sich so zum Ziel „to examine the relationship between [the] social structure and professed ideals such as 'the rule of law'".[30] Gerade durch diese (inter)disziplinäre Unverfrorenheit nehmen die Critical Race Theorists, auch Crits genannt, dem Gesetz

[27] Jacques Derrida: The Animal that therefore I Am. In: Marie-Louise Mallet (Hg.): The Animal That Therefore I Am. New York 2008, S. 1-51.

[28] Klaus Benesch, Ulla Haselstein (Hg.): The Power and Politics of the Aesthetics in American Culture. Heidelberg 2007.

[29] Mita Banerjee: Color Me White: Naturalism/Naturalization in 19th-Century American Literature. Heidelberg 2013.

[30] Kimberlé Crenshaw u. a.: Introduction. In: Kimberlé Crenshaw u. a. (Hg.): Critical Race Theory: The Key Writings that Formed the Movement. New York 1995, S. xiii-xxxii, hier S. xiii.

bewusst seine Erhabenheit und machen so deutlich, dass gerade die amerikanische Definition von „Rasse“, die einst dazu beitrug, dass Menschen wie in der Sklaverei üblich als „Gegenstände“ definiert werden konnten, eine Konstruktion war. Diese Konstruktion wiederum, so führten jetzt die Vertreter der Critical Race Theory an, sei keineswegs über jeglichen Zweifel erhaben und müsse als ein *Text* dekonstruiert werden, der weitreichende soziale Bedeutung entfaltet habe und gerade deshalb in seiner Textlichkeit sichtbar gemacht werden müsse. Dieser *textual turn* nimmt dem Gesetzestext seine Erhabenheit; das Gesetz ist für die Critical Race-Theoretiker eben nicht in sublimer Weise supra-textuell, sondern muss mit dem Seziermesser der Literaturwissenschaft auf den Boden der Tatsachen zurückgeholt werden. Aus dieser kulturwissenschaftlichen und textlichen Wende sollte sich dann ein Forschungsgebiet ergeben, das in gewissem Sinne den Biologischen Geisteswissenschaften entspricht: die sogenannten Law and Literature Studies.[31] Ebenso wie die Critical Race Theory den Gesetzestext als bloßen Text lesen, dem sie bewusst seine Erhabenheit über herkömmliche Textanalyse absprechen, trauen sich in der Anbahnungsphase der Biologischen Geisteswissenschaften plötzlich die Kulturwissenschaften an naturwissenschaftliche Texte heran. Hierbei kommt ihnen eine Lesestrategie zugute, die ebenfalls aus den Kulturwissenschaften hervorging und die mit dem Begriff des „distant reading“[32] bezeichnet worden ist: Die Lektüretechnik der Kulturwissenschaften, wie sie auch die Postcolonial Studies und einen New Historicism kennzeichnen, der vollkommen hierarchielos Roman neben Geschichtsbücher und Gerichtsakten stellt, vermag es, aus dem Text gewissermaßen herauszuzoomen und ihn auch oder gerade aus großer Distanz zu lesen. Gerade dadurch wird, so führen Befürworter dieser Lesestrategie an, der Text auf das Wesentliche reduziert. Gleichzeitig stellt so die für die Geisteswissenschaften fremde Methodik der Naturwissenschaften nicht länger einen Hinderungsgrund dar, der einer Lektüre aus einem völlig anderen Disziplinbereich heraus entgegenstünde. Diese Form des Wilderns ist von Skeptikern mit einer Reihe von Metaphern bedacht worden, die allesamt wenig schmeichelhaft erscheinen: man spricht von *scavengers*, von Aasfledderern und Lumpensammlern, bestenfalls von Trödlern, die sich das zusammensuchen, was ihnen lohnenswert erscheint. Doch man kann, ist man dieser neuen Kulturtechnik des *distant reading* zugeneigt, auch von einer großen Produktivität sprechen, die es in gewissem Maße vermag, die Spreu vom Weizen zu trennen. Denn ein interdisziplinärer Dialog kann nur dann gelingen, wenn man sich, mit der Chuzpe des distanzierten Lesens, an eine Textform herantraut, bei der man, würde man versuchen, tief in ihre Methodik einzutauchen, notwendigerweise außen vor bliebe. Insofern ist sich diese interdisziplinäre Lektüre des distanzierten Lesens sehr wohl darüber im Klaren, was sie nicht vermag, und hat dennoch den Mut, bei allen Unterschieden im Genre, in der Formulierung und natürlich im Methodenspektrum nach Gemeinsamkeiten zwischen Geistes- und Naturwissenschaften zu suchen. Hier ist die Metaphernforschung ein quer zu allen Spezialfeldern und Subdisziplinen liegendes Untersuchungsfeld, das in überaus konstruktiver Weise und in ganz unterschiedlichen und oft unerwarteten Kontexten eine Brücke zwischen Geistes- und Naturwissenschaften schlägt. Die Untersuchung von Metaphern geht keineswegs nur von Literatur- und KulturwissenschaftlerInnen aus, sie findet sich genauso in naturwissenschaftlichen

[31] Klaus Stierstorfer, Daniele Carpi (Hg.): Diaspora, Law and Literature. Amsterdam 2017.

[32] Franco Moretti: Distant Reading. London 2013.

Studien etwa im Bereich der Gedächtnisforschung, wenngleich dies vor allem für solche Textformen der Fall sein mag, die bereits für ein fachfremdes Publikum geschrieben wurden. So spricht der niederländische Psychologe Douwe Draaisma in seinem *Buch des Vergessens* (2012) darüber, dass unserem Sprachschatz zwar eine Fülle positiv konnotierter Metaphern für die Erinnerung zur Verfügung steht, unsere Bildersprache in Bezug auf das Vergessen aber durchweg negativ aufgeladen ist:

> Man betrachte beispielsweise nur einmal den Kontrast zwischen den Metaphern für das Gedächtnis, dem es gelingt, unsere Erfahrungen zu konservieren, und den Metaphern für das Vergessen. [...] Das Gedächtnis wurde mit Abteien, Theatern und Palästen verglichen. [...] Wer dagegen die Metaphern für das Vergessen neben die für das Erinnern stellt – das Sieb neben die Fotografie –, hat ein rührendes, aber realistisches Bild vom Unterschied in der Bewertung, die in den Sprachbildern zum Ausdruck kommt. Zudem sind Metaphern für das Vergessen oft nichts anderes als schwerfällig umgedrehte Gedächtnismetaphern: Wenn wir etwas vergessen haben, ist die Tinte verblichen, wurde der Text vom Pergament gestrichen [oder] hat jemand auf *delete* gedrückt [...].[33]

So sind es also die Kulturwissenschaften, die, wie oben beschrieben, letztlich den Weg zu einem Dialog zwischen Geistes- und Naturwissenschaften bahnen, der mit einem Jahrhundert Verspätung erneut an die Universalgelehrten des frühen 19. Jahrhunderts anknüpft. Die Kulturwissenschaften stellen, über den gerade beschriebenen weiten Textbegriff hinaus noch in einer anderen Hinsicht einen Befreiungsschlag dar. Während die Geisteswissenschaften eng an die Nationalphilologien gekoppelt waren, stehen die Kulturwissenschaften nationalen Grenzen eher skeptisch gegenüber; eine Skepsis, die ihrem postmodernen Misstrauen gegenüber jeglicher Form von Abgeschlossenheit entspricht. Auch in dieser Hinsicht sind die Kulturwissenschaften entgrenzt und feiern die Proliferation ihres Gegenstandsbereichs: Im Zuge der kulturwissenschaftlichen Wende bleibt der Kanon der verwendeten Beispiele, der sogenannten Primärquellen, eben nicht auf die Literatur einer bestimmten Nation beschränkt, sondern die Herkunftsländer der Textbeispiele sind auf einmal sehr breit gefächert. Nicht von ungefähr folgt auf die kulturwissenschaftliche Wende gegen Ende des 20. Jahrhunderts auch eine Neuentdeckung der Komparatistik und des bereits von Goethe propagierten Konzepts der Weltliteratur.[34] Insofern birgt die kulturwissenschaftliche Wende ein hohes Potential für die interdisziplinäre Forschung auch innerhalb der Geisteswissenschaften, indem sie ehemalige Nationalphilologien miteinander verbindet.

Aus der oben beschriebenen Chuzpe der Kulturwissenschaften, die plötzlich die ganze Welt als ihr Territorium entdecken und die sich nun auf jedem Gebiet zu Hause fühlen, mag sich aber gleichzeitig ein Problem ergeben, das der Entwicklung der Biological Humanities in gewissem Sinne entgegensteht. Denn gerade weil sie mit der Brille des *distant reading* jeden disziplinär auch noch so fremden Text aus der eigenen Perspektive und mit dem eigenen methodischen Handwerkszeug lesen, scheuen manche Strömungen dieses distanzierten Lesens paradoxerweise den Dialog mit den Naturwissenschaften.

[33] Douwe Draaisma: Das Buch des Vergessens. Berlin 2012, S. 12 [Hervorhebung M. B.].

[34] Dieter Lamping: Die Idee der Weltliteratur. Stuttgart 2010; Gayatri Chakravorty Spivak: Death of a Discipline. New York 2003; David Damrosch: What Is World Literature? Princeton 2018.

Schlimmer noch: sie erachten diesen Dialog als gar nicht notwendig. Der Clou der Dekonstruktion liegt in gewisser Weise in einer bewussten Dekontextualisierung und neuen Re-Kontextualisierung. Bei den Law and Literature Studies etwa werden Gesetzestexte bewusst ihrer Erhabenheit beraubt, indem sie aus ihrem „natürlichen" Kontext – dem Gerichtssaal als der Domäne der Rechtsprechung –, herausgelöst werden. Dieses Verfahren hat, wie oben beschrieben, enormes Potential, kann es doch blinde Flecken sichtbar machen, die unbeachtet geblieben wären, hätte man nicht den Gesetzestext mit dem nüchternen Auge der Literaturwissenschaftlerin gelesen und so deutlich gemacht, dass auch Gesetzestexte durch soziale und kulturelle Vorannahmen geprägt sind.[35] Doch dieses Verfahren hat auch eine Kehrseite. Auch wenn es zunächst befreiend erscheinen mag, den Gesetzestext eigenständig und eigenmächtig zu lesen, ohne die Juristin nach deren spezifischer, fachnaher Meinung zu fragen, so geht die Möglichkeit eines interdisziplinären Dialogs paradoxerweise verloren. Verfahren wie die Critical Race Theory und die Law and Literature Studies sehen sich also in gewissem Sinne an einer Weggabelung: Sie können entweder, mit der bewussten Distanz der Fachfremden, die Texte eines grundlegend anderen Gegenstandsbereichs analysieren, ohne fachnahe ExpertInnen nach deren Meinung zu fragen; oder aber, sie können ihre aus dem *distant reading*[36] des disziplinären Außenseiters gewonnene Lektüre dann in einen genuin interdisziplinären Dialog mit FachvertreterInnen zurückspeisen.

Genau an einer solchen Weggabelung steht innerhalb der Geistes- und Kulturwissenschaften eine Reihe von Ansätzen, die sich die Fragestellung der Naturwissenschaften aneignen, ohne jedoch genuin an einem Dialog mit ihnen interessiert zu sein. Hier verläuft eine Spaltung auch innerhalb solcher noch junger, ihrem Wesen nach interdisziplinärer Forschungsgebiete wie dem Posthumanismus oder der Animal Studies. Die Geisteswissenschaften verstehen sich, ähnlich wie die Literatur, oft als eine mahnende Instanz, die die Naturwissenschaften in ethisch-philosophischer Weise auf deren mögliche Fehltritte hinweisen kann. Dies gilt für die dystopische Literatur der kanadischen Schriftstellerin Margaret Atwood, die in gewisser Weise die Klimakrise vorausgesagt hat, ebenso wie die amerikanische Literatur des 19. Jahrhunderts. So beschreibt Nathaniel Hawthorne Mitte des 19. Jahrhunderts in seiner Kurzgeschichte „The Birthmark" (1843)[37] einen Mann, den Wissenschaftler Aylmer, der mithilfe eines Trunks ein Muttermal aus dem Gesicht seiner ansonsten wunderschönen Frau Georgiana entfernen möchte. Hawthornes Erzählung stellt zu einer Zeit, in der es die Disziplin der Medizinethik noch gar nicht gab, Fragen, die uns bis heute beschäftigen: Fragen nach dem Verhältnis zwischen Geist und Körper, nach der Kehrseite des „Enhancements" des Menschen durch medizintechnologische Möglichkeiten. Die Frage des Enhancements wiederum, die Veränderung menschlicher Körper mithilfe von Medizintechnologie, liegt auch im Kern der sogenannten Posthumanismusforschung. Diese setzt sich aus Sicht etwa der Gender Studies und des Material Feminism mit Technologien auseinander, mit deren Hilfe wir unsere Körper in Cyborgs verwandeln können, die wir bisher nur aus dem

[35] Patricia Williams: Seeing a Colorblind Future: The Paradox of Race. New York 1997.

[36] Moretti: Distant Reading (Anm. 32).

[37] Nathaniel Hawthorne: The Birthmark. In: Nathaniel Hawthorne: Young Goodman Brown and Other Short Stories. New York 1992, S.10-23.